



HASNAIN KAZIM, 1974 als Sohn indisch-pakistanischer Einwanderer in Oldenburg geboren, schreibt seit 2004 für SPIEGEL ONLINE und den SPIEGEL. Seit 2009 lebt er als Korrespondent im Ausland, nach Stationen in Islamabad und Istanbul berichtet er zurzeit aus Wien. Für seine journalistische Arbeit wurde er u. a. als »Politikjournalist des Jahres« geehrt. Er ist Autor mehrerer Bücher, darunter zuletzt »Krisenstaat Türkei« (2017).

Besuchen Sie uns auf www.penguin-verlag.de
und Facebook.

Hasnain Kazim

Post von Karlheinz

Wütende Mails von richtigen Deutschen –
und was ich ihnen antworte



Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967



PENGUIN und das Penguin Logo sind Markenzeichen
von Penguin Books Limited und werden
hier unter Lizenz benutzt.

7. Auflage

Copyright © 2018 Penguin Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München,
und SPIEGEL ONLINE GmbH, Hamburg,
Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Covergestaltung und Covermotiv: Hafen Werbeagentur
Typografie und Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-328-10272-4

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Inhalt

Vom Umgang mit Hass im Posteingang	11
Der Islam ...	33
Die AfD ...	108
Der Osten ...	126
Die »Leitkultur« und »richtige Deutsche« ...	142
Die Türkei ...	167
Hass und Höflichkeit ...	178
Zeit für Gegenworte oder: Warum Aussitzen keine Lösung ist	262
Dank	269

Für S.

»Bevor du sprichst, lasse deine Worte durch drei Tore schreiten. Beim ersten Tor frage: Sind sie wahr? Am zweiten frage: Sind sie notwendig? Am dritten Tor frage: Sind sie freundlich?«

(Jalaluddin Rumi, 1207–1273)

»Die größte Gefahr in der Moderne geht nicht von der Anziehungskraft nationalistischer und rassistischer Ideologien aus, sondern von dem Verlust an Wirklichkeit. Wenn der Widerstand durch Wirklichkeit fehlt, dann wird prinzipiell alles möglich.«

(Hannah Arendt, 1906–1975)

»Man muss immer Partei ergreifen. Neutralität hilft dem Unterdrücker, niemals dem Opfer. Stillschweigen bestärkt den Peiniger, niemals den Gepeinigten.«

(Elie Wiesel, 1928–2016)

Vom Umgang mit Hass im Posteingang

Die ersten Briefe kamen Anfang der Neunzigerjahre. Schlichte weiße Umschläge, die Adresse mit Schreibmaschine getippt oder mit Kugelschreiber aufs Kuvert gekritzelt. Manchmal standen dort nur mein Name und der Name des Dorfes, in dem ich lebte, wenn sich die Briefeschreiber nicht einmal die Mühe gemacht hatten, im Telefonbuch meine vollständige Anschrift herauszufinden. Es gab nur eine Familie Kazim in 2161 Hollern-Twielienfleth.

Ich war damals 17 Jahre alt. Die Zuschriften kamen, weil ich in einem Schülerartikel in einer überregionalen Tageszeitung einen Bundestagsabgeordneten kritisiert hatte, der mit seiner »Warnung vor einer Überfremdung Deutschlands durch Migranten« Schlagzeilen gemacht hatte. Ich fühlte mich persönlich betroffen und warf ihm Stimmungsmache gegen Menschen mit anderer Hautfarbe vor. Insgesamt kamen sieben Briefe. Jeder einzelne war ein Schlag. Die allesamt anonymen Verfasser forderten mich auf, ich möge Deutschland verlassen oder doch wenigstens schweigen und akzeptieren, dass ich als Ausländer nichts zu melden habe.

Später wagte ich es, in diversen Zeitungen Übergriffe auf fremd aussehende Menschen zu kritisieren. Die Stimmung in den Nachwendejahren war furchtbar, es brannten Flüchtlingsheime, es wurde Jagd auf Ausländer gemacht. Wieder kamen Briefe, diesmal aus Ostdeutschland. Ein Dutzend etwa. Wieder hieß es, ich solle den Mund halten und am besten »zurück nach Pakistan« ziehen.

Mich schockierten diese Zuschriften. Sie waren deutlich harscher formuliert, als ich es jetzt zusammenfassend wiedergebe. Aus ihnen sprachen Ablehnung, Hass, auch die Unfähigkeit, Kritik hinzunehmen oder mit sachlichen Argumenten gegenzuhalten. Vor allem traf mich, dass sie allesamt nicht nur auf meine Kritik zielten, sondern auf mein Fremdsein. Ich, der »Ausländer«, habe gar nichts zu sagen!

Damals schüchterten mich diese Briefe ein. Ich war ja noch ein Jugendlicher, ein Schüler, und hatte keine Übung im Dialog mit Rechtspopulisten und Rassisten. Die Absender hätten beschreiben können, was genau sie an Migranten störte, was die Gründe für ihre ablehnende Haltung waren und weshalb ihrer Ansicht nach der Bundestagsabgeordnete recht hatte und nicht ich. Aber statt zu argumentieren, schrieben sie: »Ausländer raus!« und »Halt die Fresse, Kanake!«. Mein fremd klingender Name genügte ihnen als Rechtfertigung, verbal auf mich einzuprügeln.

Wenn heute von all dem Hass die Rede ist, der sich über Menschen ergießt, über Andersdenkende, Anders-

glaubende, Andersaussehende, Andersliebende, Anderslebende, dann klingt das oft so, als handele es sich um ein neues, erstaunliches Phänomen. Aber das ist nicht der Fall. Diesen Hass gab es schon immer. An Stammischen, im privaten Kreis, in vertrauten Runden oder eben in anonym versandten Briefen. Doch Hass in Briefform kostete Zeit und Geld: Man musste sich ein Blatt Papier besorgen, sich hinsetzen und schreiben, den Brief in einen Umschlag stecken, die richtige Adresse herausfinden und das Ganze dann auch noch frankieren, sprich: bezahlen, und zum Briefkasten bringen. Diese Mühe wollten sich etliche Menschen nicht machen.

Neu ist also nicht der Hass an sich, sondern wie und wie sehr man ihn zu spüren bekommt. Die Kommunikation im Netz hat es leicht, vielleicht zu leicht gemacht, seiner Wut freien Lauf zu lassen. Eine Meinung ist heute schnell hingeschrieben, hingekotzt. Einfach ein paar Sätze runtergetippt, Grammatik und Rechtschreibung sind eh egal, das anonyme E-Mail-Postfach und der anonyme Account im Internetforum sind für solche Zwecke längst eingerichtet, klick und weg. Nicht der Hass, die Wut, die Unanständigkeit sind den neuen Kommunikationswegen geschuldet, sondern die Flut. Sie trifft heute viel mehr Menschen als früher.

Doch auch in der Gesellschaft hat sich etwas verändert. Der Ton in der politischen Auseinandersetzung ist härter geworden, immer mehr Menschen, auch respektable Leute, fordern allen Ernstes eine »weitgehende Normalisierung der Rechten als Diskursteilnehmer«.

Menschenfeindliche Kommentare werden nicht etwa verurteilt, sondern immer häufiger als mutiger Tabubruch inszeniert. Immer offener und stolzer bekennt man sich zu Dingen, die früher unsagbar waren. Geil, dass man jemandem mal so richtig die Meinung geigen kann, derb und ungeschönt, und niemand kann einem das verbieten! Endlich sagt's mal jemand!

Wann diese Entwicklung eingesetzt hat, lässt sich nicht genau sagen, doch viele sehen in dem ehemaligen Bundesbanker und SPD-Politiker Thilo Sarrazin einen Wegbereiter der öffentlichen Verrohung. Sarrazin hatte 2010 behauptet, der gesamtdeutsche Intelligenzdurchschnitt sinke durch die Zuwanderung schlecht ausgebildeter Migranten, was zu einer heftigen Debatte führte, in deren Folge sich immer mehr Menschen trauten, Menschenverachtendes offen zu äußern. Die Wahl der »Alternative für Deutschland«, kurz AfD, in den Deutschen Bundestag 2017 war ein weiterer Dammbruch. In Zeiten, in denen rechtspopulistische Politiker in Parlamenten sitzen, traut man sich, zu seinem Hass zu stehen.

Es fällt auf, dass immer weniger Hassbriefe anonym sind. Unter viele Zuschriften setzen die Verfasser heute ihren vollen Namen, oft sogar ihre Adresse. Es ist keine Schande mehr, rassistisch, fremdenfeindlich, menschenverachtend zu sein. Im Gegenteil, diese Leute sind stolz darauf und werden dafür auch noch von vielen gefeiert. Echte Kerle! Mutige Frauen! Wobei, man muss schon sagen: Mehrheitlich sind die Wutschreiber

Männer. Richtige Deutsche jedenfalls! Die stehen zu ihrem Wort! Es gilt doch Meinungsfreiheit! Wir lassen uns von niemandem den Mund verbieten! Scheiß auf Moral und Anstand!

Doch man sollte nicht denken, dass nur irgendwelche ungebildeten Abgehängten, Leute ohne Perspektive, Hass im Netz verbreiten. Auch Professoren und Ingenieure, Ärzte und Rechtsanwälte schreiben wütende Briefe und Kommentare und setzen stolz ihre Titel und akademischen Grade unter ihren Hass. Und natürlich ist es keine rein deutsche Erscheinung, sondern eine, die vermutlich in vielen Teilen der Welt festzustellen ist. Ich selbst habe da zum Beispiel meine Erfahrungen mit türkischen Erdogan-Fans. Die sind in ihrer Wortwahl etwas anders als die Rechtsextremisten (in den türkischen Zuschriften bin ich meist ein »Hurensohn«, »Ungläubiger« und »Verräter«), gelegentlich gibt es aber auch eine erstaunliche Deckungsgleichheit mit den Rechtsextremisten (etwa wenn mir vorgeworfen wird, ich sei »von Merkel gesteuert« oder wahlweise vom BND, von der CIA oder vom Mossad bezahlt). Der Hass als solcher ist der gleiche. Islamisten und Neonazis sind Geschwister im Geiste, das kann ich versichern. Beide Gruppen sind, auf ihre eigene Art, rechte Extremisten.

Seitdem ich als Journalist arbeite und oft über Themen wie Islamismus, Nationalismus, Patriotismus schreibe, hat die Zahl der Zuschriften, die mich erreichen, zugenommen. Und seitdem es E-Mail und Inter-

net gibt, Facebook, Twitter und alle möglichen Foren, erhalte ich manchmal, wenn ich etwas geschrieben habe, das die Leute besonders aufregt, mehr als tausend Mitteilungen. Der Hass ist raumgreifend und allgegenwärtig. Ich habe in all den Jahren versucht zu lernen, damit umzugehen. Es gelingt mir mal besser, mal schlechter. Manchmal lache ich über die Zuschriften, die ich erhalte. Doch das ist oft ein verzweifeltes Lachen. Denn meistens schicken mir die Leute haarsträubend dummes Zeug. Gelegentlich kann dieser Schwachsinn auch witzig oder kreativ sein, aber wenn ich ehrlich bin, sind die meisten Zuschriften widerwärtig und erschreckend und beschränken sich auf die Androhung von Gewalt. Das meiste klicke ich einfach weg.

»Wir müssen mit Rechten reden«, höre ich immer häufiger, ebenso wie ich in Pakistan und Afghanistan gehört habe: »Wir müssen mit den Taliban reden«. Auch deutsche Politiker, die sich in ihrem Leben noch nie mit der Gedankenwelt der Taliban auseinandergesetzt hatten, die noch nie einem Taliban-Kommandeur begegnet waren, meinten damals, zwischen »guten Taliban« und »schlechten Taliban« unterscheiden zu müssen und dass man mit den »guten« doch reden müsse. Als ob es diesen Unterschied gäbe. »Wir müssen einander mit Respekt begegnen!«, höre ich heute. »Wir müssen den Dialog suchen!« »Wir müssen sachlich bleiben!« »Wir sollten nie Nazi sagen!« Oder: »Wir müssen mit den Leuten auf Augenhöhe reden!«

Bei solchen Aussagen frage ich mich: Ja, habt ihr

überhaupt einen blassen Schimmer davon, was da abgeht? Ich soll Leuten mit Respekt begegnen, die mich »in die Gaskammer!!!!« wünschen? Ich soll den Dialog mit Leuten suchen, die mir nichts anderes als »HAU AB NACH PAKISTAN! RAUS AUS DEUTSCHLAND!« in Versalien entgegenbrüllen? Und was soll, bitte schön, »auf Augenhöhe« heißen? Soll ich mich auf den Bauch legen, um mit diesen Leuten »auf Augenhöhe« zu reden? Diese, bei allem Respekt, dämlichen, jedenfalls unbeholfenen Ratschläge geben mir mehr zu denken als die meisten Beleidigungen und Drohungen. Ich empfinde dieses achselzuckende Zuschauen, solche »Na, damit musst du halt klarkommen«-Positionen als dröhnendes Schweigen.

Nicht selten höre ich die Meinung, ich solle halt endlich erkennen, wie die Mehrheit denke. Wir Journalisten sollten unseren »moralischen Überschuss« wieder hinter eine »neutrale Berichterstattung« stellen. Demnach wäre der ideale Politiker, der ideale Journalist, der genau das nachplappert und nachschreibt, was die vermeintliche Mehrheit denkt oder sagt oder fordert. Er spiegelt sozusagen den Wähler- beziehungsweise den Leser-/Zuschauer-/Zuhörer-Willen. Eine Bewertung, ein Wertemaßstab, gar ein moralischer, gelten als Versuch, die Mehrheit zu unterdrücken. Bloß kein innerer Kompass! Aber das wäre nichts anderes als opportunistisches Verhalten.

Und es wäre gefährlicher Unsinn. Denn wenn es zum Beispiel aufgrund irrationaler Ängste Forderun-

gen nach der Todesstrafe oder den Ruf nach einem starken Mann gibt, dann können und dürfen Journalisten das nicht einfach spiegeln. Wir können über Rassismus, Menschenverachtung, Fremdenfeindlichkeit, Volksverhetzung, Radikalismus nicht »kühl berichterstatten«, sondern müssen das bewerten, einordnen, erklären. Würden wir ausschließlich berichten, täten wir so, als handelte es sich um normale, akzeptable Gefühlsäußerungen. Aber dem ist nicht so.

Mir macht Angst, dass Leute inzwischen in entspanntem Ton darüber philosophieren, wie man mit Rechten reden sollte. Aber diejenigen, die solche intellektuellen Fingerübungen ausprobieren, sind Leute, die durch die Rechten in keinerlei Weise bedroht sind, schon gar nicht existenziell. Ihnen wird nicht vorgeworfen, sie nähmen anderen – Deutschen! – den Arbeitsplatz weg, ihnen wird nicht gedroht, man müsste sie aus dem staatlichen Sozialsystem ausgrenzen, über sie wird nicht gesagt, sie gehörten überhaupt nicht in unsere Gesellschaft, in unser Land.

Mir macht Angst, dass ich eine Erosion des Widerstands bemerke. Natürlich gibt es Tausende, vielleicht Hunderttausende, sogar Millionen von Menschen, die gegen Extremismus eintreten oder auf die Straße gehen. Aber ich stelle fest, dass immer mehr Leute ihre ablehnende Haltung gegenüber Extremisten aufgeben, dass immer mehr Leute sich ermutigt fühlen durch verantwortungsloses Gerede, die Rechten seien ja nur »besorgte Bürger« und man müsse »die Nöte der Leute

ernst nehmen«. Und außerdem: Die werden doch inzwischen von so vielen Leuten gewählt, wer weiß, vielleicht haben sie ja sogar recht.

Und mir macht vor allem der Inhalt der Briefe Angst, die ich tagtäglich erhalte. Zwar stumpft man mit der Zeit ab, nimmt Drohungen nicht mehr so ernst, es ist ja noch nichts passiert, außer dass man ab und an auf der Straße erkannt und angepöbelt wird. Aber unberührt lassen einen die hasserfüllten Zuschriften natürlich nicht.

»Warum liest du all das überhaupt?«, werde ich hin und wieder gefragt. Als Journalist bin ich auf Kommunikation angewiesen, darauf, dass ich Informationen erhalte – auch per E-Mail oder über andere Kanäle. Ich muss also alles, was mir geschickt wird, wenigstens einmal überfliegen. Wenn ich sage, dass ich das meiste einfach weglücke, dann stimmt das zwar. Aber einen kurzen Blick, wenigstens den Bruchteil einer Sekunde, habe ich doch darauf geworfen. Ich weiß, dass der Hass, die Wut, die Beleidigungen und Drohungen da sind. Und irgendwann beginnen sie mich zu beschäftigen. Mein Denken zu besetzen und neue, seltsame Gedanken zu formen. Meine Zeit und meine Energie zu rauen. Zeit und Energie, die ich viel lieber in meine Arbeit oder in meine Familie stecken würde.

Die Zuschriften, die ich erhalte, haben mich verändert. Mein Misstrauen gegenüber Menschen ist in all den Jahren, allgemein gesprochen, eher größer geworden. Damit bin ich nicht allein. Inzwischen gibt es

hierzulande immer mehr Menschen, die ihre Wurzeln in anderen Teilen der Welt haben und die sich fragen: Wenn's hart auf hart kommt, steht ihr dann wirklich hinter uns? Ich zähle mich dazu.

Wer austeilt, muss auch einstecken können, natürlich. Als Journalist teile ich aus, deshalb bin ich auch bereit, einzustecken. Ich habe daher in meiner bisherigen Berufslaufbahn nur fünfmal Strafanzeige gegen jemanden erstattet, der mir hasserfüllte Post geschickt hat. In diesen fünf Fällen handelte es sich um Drohungen, die ziemlich konkret waren, sodass Juristen mir zur Anzeige rieten.

In einem Fall – da lebte ich noch in Istanbul – schrieb mir jemand nach einem Terroranschlag in der Türkei: »Schade, dass Sie nicht unter den 32 Toten waren. Das wäre die einzige und erste Meisterleistung des IS seit seiner Gründung. Niemand müsste mehr deine hässliche Fresse sehen und deine dämlichen Propaganda-berichte lesen. Demnächst bin ich in Istanbul und werde mir nur für dich zwei Tage Zeit nehmen, um dir Rosen zu schenken.« Das klang für mich wie eine verklausulierte Gewaltandrohung. Ein befreundeter Jurist sagte: »Erstatte Anzeige, dann ist das aktenkundig. Nur für den Fall, dass er tatsächlich vor deiner Tür stehen sollte.«

Über die mit der E-Mail mitgeschickten Daten konnte der Absender ermittelt werden. Er lebte in Berlin. Ich erstattete Anzeige. Nach vielen, vielen Monaten schrieb mir die Staatsanwaltschaft Berlin: »Sehr

geehrter Herr Kazim, ich habe das Ermittlungsverfahren gemäß §170 Abs. 2 StPO eingestellt, da nach den durchgeföhrten Ermittlungen kein hinreichender Tatverdacht gegen den Beschuldigten besteht. Der Beschuldigte hat den ihm zur Last gelegten Sachverhalt bestritten. Er hat sich unter anderem wie folgt eingelassen: Auf seinen Account hat eine nicht näher bestimmbar Anzahl von Nutzern Zugriff. Der reale Verfasser der Mail ist leider nicht ermittelbar. Etwaige zivilrechtliche Ansprüche werden durch diese Entscheidung nicht berührt. Mit freundlichen Grüßen, XXX, Oberamtsanwältin«

Bei den anderen Anzeigen verhielt es sich ähnlich. Die Verfasser der Hass- und Drohbriefe konnten nicht ermittelt werden oder stritten ab, sie geschrieben zu haben. Es genügt also, wenn man sagt: Ich war's nicht, keine Ahnung, wer von meinem E-Mail-Account Drohungen verschickt hat. Und schon wird das Verfahren eingestellt. Solch eine Justiz lässt mich im Stich. Von der Seite des Rechtsstaats erwarte ich mir keine Unterstützung.

»Vergiss nicht, dass dein Satz eine Tat ist«, hat der französische Schriftsteller Antoine de Saint-Exupéry einmal geschrieben. Ein Satz, der in Zeiten von offener Hetze und blankem Hass im Internet keine Gültigkeit zu haben scheint. Vor einigen Jahren nahm ich mir vor, ihm wieder Geltung zu verschaffen. Denn es stimmt ja: Worte sind Taten. Wenn jemand zu Gewalt aufruft, wenn jemand Menschen als »Dreckspack«,

»Sozialschmarotzer«, »Asylantenschweine« bezeichnet, sind das verbale Gewaltakte. Und offensichtlich gibt es ein weitverbreitetes Missverständnis darüber, was Meinungsfreiheit ist. Tatsächlich bedeutet sie, dass ein Staat, eine Regierung niemanden wegen seiner geäußerten Meinung verfolgen darf. Seitdem jeder für die ganze Welt sichtbar alles im Netz äußern kann, glauben viele aber, dass das Beleidigen, Beschimpfen und Bedrohen von Menschen unter Meinungsfreiheit falle. So, als müsste man einfach alles mit sich geschehen lassen. Als gäbe es ein Recht auf Widerspruchsfreiheit.

Aber das war vor den Zeiten des Internets nicht so, und das ist auch heute nicht so. Die Freiheit zu äußern, was man denkt, sollte freilich so groß wie möglich sein. Und natürlich kann jeder sagen oder schreiben, was er mag – aber er muss dafür die Konsequenzen tragen. Für seine Worte trägt man Verantwortung, für seine Sätze muss man geradestehen. Das gilt selbstverständlich auch für uns Journalisten. Doch in der Welt des Internets, in der man meint, mehr oder weniger anonym alles sagen zu können, ist diese Verantwortung für die eigenen Worte bei vielen Menschen in Vergessenheit geraten.

Ich befürchte, dass keine geringe Anzahl an Menschen glaubt, sie dürfe straflos zum Anzünden von Flüchtlingsheimen oder zum Ermorden von Menschen aufrufen. Ich bin der festen Überzeugung, dass wir diese Menschen die Folgen ihrer Worte spüren lassen müssen.

So begann ich vor vielen Jahren, Zuschriften an mich in den sozialen Medien zu veröffentlichen, um deutlich zu machen, was mich täglich erreichte. In einigen Fällen veröffentlichte ich auch die Namen oder die E-Mail-Adressen der Verfasser. Mir war unwohl dabei, zum Mittel des Prangers greifen zu müssen. Nur: Was tun, wenn einem die Justiz nicht hilft? War es nicht gerechtfertigt, Leute, die heimlich Bösartiges im Netz verbreiten, aus ihrer Anonymität zu zerren?

Rechtlich war das sicherlich nicht unproblematisch, aber, so dachte ich mir, sollten sie mich doch verklagen. Dann hätten wir vor Gericht auch gleich über ihre Zuschriften sprechen können. Aber niemand verklagte mich. In einigen Fällen baten die Schreiber um Entschuldigung und darum, die veröffentlichte Korrespondenz doch zu löschen. Ich kam dieser Bitte immer nach, wenn auch manchmal erst nach einer gewissen Zeit. Strafe muss sein!, dachte ich mir.

In einigen Fällen ging ich sogar noch weiter. Nachdem ich in einem Kommentar auf SPIEGEL ONLINE die »Pegida«-Kundgebungen in Dresden kritisiert hatte, schrieb mir jemand: »So einen Müll wie dich muss man beseitigen, damit du nicht die ganze Umwelt vergiftest!« Und, nach weiteren verbalen Entgleisungen: »Man sollte dir alle Knochen brechen!!!« Der Mann schrieb mir unter Klarnamen – und von seiner Firmen-E-Mail. In diesem Fall investierte ich ein paar Minuten in die Recherche und fand heraus, dass der Mann in mehreren Foren rechtsextremes Gedankengut verbrei-

tete. Ich fand die E-Mail-Adresse des Gesamtverteilers der Firma heraus, für die er arbeitete. Ich kopierte seine Hassmail und schrieb darüber: »Sehr geehrter Herr XXX, ist das wirklich Ihre Art, Kritik zu üben?« Dann schickte ich seine Mail an den Gesamtverteiler seiner Firma.

Lange Zeit hörte ich nichts und legte die Angelegenheit irgendwann gedanklich zu den Akten. Doch ein halbes Jahr später schrieb mir der Geschäftsführer jener Firma, es tue ihm leid, dass ein Mitarbeiter seines Unternehmens mir eine derartige E-Mail geschickt habe. Darüber hinaus teilte er mir mit, dass man den Mann in der Zwischenzeit entlassen habe. Die E-Mail an mich sei zwar nicht der Auslöser gewesen, habe aber zu der Entscheidung beigetragen.

Ich weiß nicht, was das Ganze bei dem Mann bewirkt hat, ob er sich Gedanken über sein Verhalten gemacht, ob er seine menschenverachtende Haltung überdacht hat. Vermutlich ist er nun noch verbitterter, noch frustrierter, noch missmutiger. Aber immerhin sollte ihm deutlich geworden sein: »Vergiss nicht, dass dein Satz eine Tat ist.« Nur darum ging es mir.

Ab 2013 machte ich bei Hate Poetry mit, einer anti-rassistischen Leseshow, bei der ich gemeinsam mit großartigen Journalistinnen und Journalisten Hassbriefe um die Wette vorlas. Wir alle hatten einen »Migrationshintergrund« und wurden nicht nur wegen unserer journalistischen Arbeit, sondern auch wegen unserer vielleicht fremd klingenden Namen oder wegen unseres

Aussehens angegriffen, beschimpft, bedroht. Auf der Bühne machten wir aus dem Dreck, den wir erhielten, ein Fest. Dem Publikum gefiel das, vor allem aber gefiel es uns, weil das öffentliche Lesen eine Befreiung war. Der Austausch mit den Kolleginnen und Kollegen tat gut. Wir waren nicht mehr allein mit all dem Hass. Jetzt lachten wir über ihn, über diese Kleingeister, die uns das schrieben, wir lachten sie aus.

Ich fand das Konzept grandios. Aber wir erreichten damit nicht diejenigen, die wir erreichen mussten: die Verfasser der Hassbriefe. Das Publikum, das zu den Veranstaltungen kam – und jedes Mal war es ein wahrer Andrang –, stand eh auf unserer Seite. Wir rannten sozusagen offene Türen ein.

Auch durch die Hate-Poetry-Lesungen wurde mir bewusst, dass mir nichts anderes übrig blieb: Ich musste ihn führen, den Dialog mit den »besorgten Bürgern«, den Rassisten, den Frustrierten und Wütenden. Ich geb' euch Augenhöhe!, dachte ich mir – und beschloss, den Hassbriefschreibern zu antworten. Aber nicht mit weichgewaschenem Marketingsprech – »Oh, ich kann Ihre Verärgerung nachvollziehen«, »Bitte bleiben Sie uns doch gewogen«, »Selbstverständlich werde ich Ihre Anregungen berücksichtigen« –, denn es war ja wütender, pöbelnder, absurder Unsinn, der mich erreichte, keine Kritik. Sondern ich begann, genau, »auf Augenhöhe« zu antworten.

Natürlich konnte und kann ich nicht allen schreiben. Manche Zuschriften sind so abstoßend und verabscheu-

ungswürdig, dass es von vornherein keinen Sinn ergibt, darauf zu antworten. Zwar versuche ich auch bei solchen Zuschriften hin und wieder, einen Dialog zu stande zu bringen. Manchmal klappt es, oft nicht. Gelegentlich sind die Schreiber beschämt oder auch nur überrascht, dass ich ihnen antworte. Gerechnet haben sie damit meist nicht. Andere fühlen sich durch eine Antwort von mir ermutigt, jetzt erst recht zu pöbeln. Sie glauben, mich getroffen zu haben, weil ich ihnen ja zurückschreibe und damit Aufmerksamkeit schenke. Wieder andere Dialoge bringen dem Schreiber oder mir oder uns beiden eine neue Erkenntnis – das sind dann die idealen Fälle.

Der allergrößte Teil dieses Austauschs findet zwischen den Verfassern der Zuschriften und mir statt, ohne dass andere Menschen etwas davon mitbekommen. Doch manche Dialoge veröffentliche ich auf Facebook. Ich möchte dadurch einer größeren, nichts ahnenden Öffentlichkeit zeigen, mit welchen Leuten wir es in unserer Gesellschaft zu tun haben. Wie viel Hass, Frust, Dummheit, Ignoranz, Häme, Niedertracht, Menschenverachtung, Intoleranz, mangelnden Anstand und fehlende Bildung es gibt. Es geht mir nicht darum, die Verfasser dieser Zuschriften vorzuführen. Deshalb nenne ich ihre Namen nicht – auch wenn sie mir unter Angabe ihres Namens (und zum Teil sogar ihrer Adresse) geschrieben haben – und streiche alle Angaben aus der Korrespondenz, die Hinweise auf ihre Identität geben könnten.

Ab und zu sagt mir jemand, nun sei doch auch mal gut, jetzt wisse man ja, dass ich solche Post bekomme, und ich könnte langsam mal damit aufhören, so etwas immer wieder zu veröffentlichen. Aber mehrheitlich stoßen die Dialoge auf großes Interesse. Ein Austausch mit einem Mann namens Karlheinz, der mich einen »SCHMIERFINK« nannte, »der nur ANTI-DEUTSCH DENKT UND SCHREIBT!!!«, und der mir zeigen wollte, »was ein ECHTER DEUTSCHER ist!!!«, wurde viele Tausend Male geteilt. Ich hatte ihm angekündigt, dass ich mit meiner muslimischen Großfamilie anreisen würde, nur um zu lernen, was ein »echter Deutscher« sei.

Manchmal fallen mir auch kreativere Antworten ein. Ein Georg aus Zwickau schrieb mir einmal: »Beweisen Sie, dass Sie Deutscher sind!!! Ein deutscher Pass genügt nicht!!!« Nun hatte gerade meine Schwiegermutter meinem Sohn ihre alte Blockflöte geschenkt. Ich nahm also das Instrument, das ich zuletzt Anfang der Achtzigerjahre in der musikalischen Früherziehung in der Hand gehalten hatte, und versuchte, die deutsche Nationalhymne zu spielen. Deutscher ging es nicht, oder? Ich filmte mich bei meinem Flötversuch, schickte Georg das Video und veröffentlichte es auf Facebook mit dem Hinweis: »Na gut, Georg, alte Blockflöte, hier der Beweis!« Das Video wurde mehrere Hunderttausend Male angesehen, etliche Medien griffen es auf, sogar Journalisten aus Japan und den USA riefen mich deswegen an.